

Nicht wollen können – nicht wollen wollen – nicht wollen dürfen. Vom Leiden am Wollen

Forumsvortrag vom 9. Juni 2016

Alice Holzhey-Kunz

35

Einleitung

Auch mein Vortrag steht unter dem Leitthema „Wille zur Macht“. Hinter der Formel „Wille zur Macht“ steckt die Frage, was der Wille will: Will er immer und nur Macht, wie Nietzsche behauptet hat, oder will er das Leben, wie vor ihm Schopenhauer erklärt hat? Nun ist es aber fraglich, ob man den Willen hinreichend erfassen kann, wenn man nur fragt, was er (grundsätzlich und immer) will, *worauf* er (letztlich immer) aus ist. – Am letzten Forum hat der Philosoph Wolfgang Rother den „Willen zum Vertrauen“ dem „Willen zur Macht“ entgegengesetzt. Es ging ihm dabei aber weniger darum, eine Alternative zu Nietzsche vorzuschlagen, als das Vertrauen existenzphilosophisch zu fassen als „Wille zum Vertrauen“.

Analog werde ich heute bezüglich des Willens selber argumentieren: Ich versuche zu zeigen, dass es den Willen nur gibt als „Willen zum Willen“. Ich bin beileibe nicht die erste, die das behauptet. Bei Sartre heisst es kurz und bündig: „In Wirklichkeit genügt es nicht zu wollen, man muss wollen wollen.“

Nun heisst der Titel meines Vortrags aber nicht „Der Wille zum Willen“, sondern ich rede von drei Negationen des Wollens: „Nicht wollen können, nicht wollen wollen, nicht wollen dürfen“. Und diese drei Negationen fasse ich als Manifestationen eines „ Leidens am Wollen“.¹

Dieser Titel stellt schon klar, dass ich keinen philosophischen Vortrag im engeren Sinne halten, sondern mich an der Schnittstelle zwischen Psychopathologie und Philosophie bewegen will. Ich gehe aus vom Titel eines Buches der Psychiaterin und Psychopharmakologin Brigitte Woggon: *Ich kann nicht wollen*.² Es ist ein Buch mit Berichten depressiver Patienten. Der Buchtitel bringt zum Ausdruck, was Woggon zweifellos unzählige Male von ihren Patienten gehört hat – nicht als blosser Feststellung eines Mangels, sondern als Klage darüber. Der Ausspruch „Ich kann nicht wollen“ trifft zweifellos ein wesentliches Moment depressiven Leidens. Depressive Menschen erleben sich als unfähig, etwas zu wollen, und somit

1 Sartre, Jean-Paul: Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie, hg. von Traugott König, Reinbek bei Hamburg (Rowohlt) 1993, S. 772

2 Woggon, Brigitte: Ich kann nicht wollen. Berichte depressiver Patienten, Bern (Huber) 2002

- 36 überhaupt noch (irgendetwas) zu wollen. Bei dieser depressiven Klage, nicht mehr wollen zu können, möchte ich zuerst ein wenig verweilen.

1. *Nicht wollen können*

Ich möchte zuerst fragen, was man meint, wenn man sagt, man könne etwas nicht mehr. Der Ausdruck: „Ich kann nicht mehr“, lässt sich umschreiben mit: „ich bin nicht mehr in der Lage dazu“, und das wiederum meint meist: „ich bin nicht mehr fähig dazu“. „Ich kann nicht mehr wollen“, heisst dann also so viel wie: „Ich bin nicht mehr fähig zu wollen“, die Fähigkeit des Wollens ist mir abhandengekommen.

Wenn Patienten das von sich selber sagen, dann drücken sie damit zuerst einmal ihre eigene *unmittelbare Erfahrung* aus. Wichtig ist nun, dass diese unmittelbare Erfahrung sich eins zu eins deckt mit dem, was der Psychiater als objektiven Befund diagnostiziert – nämlich ein Nicht-mehr-Können im Sinne eines Verlustes elementarer psychischer Fähigkeiten, über die der Gesunde oder Normale selbstverständlich verfügt. Der seelisch Gesunde kann wollen, der Depressive hingegen kann es nicht mehr. Darum fehlt dem Depressiven faktisch etwas Wichtiges, das der Gesunde hat. Dass sich unmittelbar-persönliche Erfahrung und objektiver Befund decken, ist bekanntlich keineswegs immer der Fall. Häufig bekommt die unmittelbare Erfahrung des Patienten die Diagnose einer krankhaften Wahrnehmungsverzerrung. Wenn Depressive aber klagen, dass sie nicht mehr wollen können, dann ist das keine subjektiv verzerrte Wahrnehmung, sondern eine realistische Selbsteinschätzung, und ist darum von der psychiatrischen Diagnostik als ein wichtiges Symptom der Depression anerkannt.

Vermutlich hat Brigitte Woggon diesen Satz darum als Titel gewählt, weil er beides zum Ausdruck bringt: sowohl die unmittelbare Erfahrung der Depressiven wie den objektiven psychiatrischen Befund einer Unfähigkeit. Allerdings vermeidet Woggon selber in der Einleitung zum Buch den Begriff des Willens und spricht stattdessen von „Antrieb“. Der Begriff des „Willens“ ist ihr vermutlich zu unwissenschaftlich, also zu vieldeutig und zu stark philosophisch aufgeladen. Sie

attestiert den Depressiven darum eine „Antriebshemmung“ bzw. eine „Antriebsstörung“ (Woggon, S. 49). Der Begriff der „Störung“ ist bekanntlich der Leitbegriff der heutigen psychiatrischen Diagnostik. „Gestört“ sind Fähigkeiten und Vermögen, welche zu einem „gesunden“ bzw. „ungestörten“ Leben gehören. Störungen sind negative Abweichungen vom Gesunden, Normalen, welche einen normalen Lebensvollzug „stören“, indem sie ihn irgendwie behindern.

37

Wer nicht mehr wollen kann, der ist in der Tat unfähig, noch einen normalen Alltag zu führen, weil ihm schon am Morgen der Antrieb bzw. der Wille fehlt, aufzustehen und das, was zu tun wäre, auch zu tun.

Mangelnder Wille/Antrieb und Morgentief

Ich nehme jetzt die psychiatrische Redeweise vorläufig auf und rede vom Willen als einem Antrieb. Denn dass der Wille mit Energie und Kraft zu tun hat, daran können wir nicht zweifeln, auch wenn wir deswegen noch nicht annehmen, Antrieb und Wille seien schon dasselbe. Wir können aber zustimmen, dass mit „Antrieb“ der energetische Aspekt des Willens getroffen ist.

Wer antriebslos ist, ist „müde“. Es erstaunt also nicht, dass auch die Müdigkeit als ein zentrales Symptom der Depression gilt. Es handelt sich dabei allerdings um eine besondere Müdigkeit, die sich von der normalen Müdigkeit wesentlich unterscheidet. Normalerweise sind wir nach einem langen Tag oder nach einer anstrengenden Arbeit müde. Der Depressive aber ist schon am Morgen, beim Erwachen, müde und spürt, dass er nicht aufstehen mag. Er ist also dann müde, wenn man sich normalerweise ausgeruht und wieder bei Kräften fühlt, wenn man normalerweise vieles tun mag, von dem man dann am Abend sagt: jetzt mag ich das nicht mehr tun, jetzt ich bin zu müde dazu. Wer hingegen schon am Morgen müde ist, mag den Tag gar nicht anpacken. Man spricht deshalb vom depressiven „Morgentief“.

Letztlich ärgerte sich eine Patientin von mir darüber, dass es heute immer mehr zur Gewohnheit wird, dass einem die Leute nicht mehr „einen guten Tag“, sondern „es guets Tägli“ wünschen würden. Sie kann diese Verkleinerungsform

38 „Tägli“ nicht leiden, weil, so sagte sie, der Tag doch etwas Grosses sei und gerade nicht nur ein „Tägli“. Sie hat damit wohl etwas Wichtiges zum Ausdruck gebracht, nämlich dass der Tag einen Aufforderungscharakter an uns hat. Sagt der anbrechende Tag nicht zu jedem von uns: „Steh auf, fang dein Leben wieder an, sei bereit für das, was immer der Tag bringen mag.“ Das ist in der Tat nicht wenig, sondern eine grosse Anforderung.

Diese besondere, typisch depressive Müdigkeit kommt indirekt schon in der Aussage „Ich kann nicht wollen“ zum Ausdruck. Daraus aber folgt, dass das „Nicht-Können“ hier etwas Spezifischeres meint als nur: „nicht fähig zu sein“, nämlich „nicht zu mögen“ im Sinne von „keine Kraft zu haben“. Wenn also der Depressive sagt: „Ich *kann* nicht wollen“, sagt er *genaugenommen*, „ich *mag* nicht wollen, es fehlt mir die Kraft dazu“.

Nun ist aber das Verb „mögen“ bekanntlich doppeldeutig. Wenn wir jemanden fragen: „Magst du noch?“, zum Beispiel: „Magst du noch weiterwandern?“, dann fragen wir sowohl, ob er noch die Kraft dazu hat, als auch, ob er noch Lust hat, weiter zu wandern. Wenn also jemand sagt: „Ich mag nicht mehr“, kann es beides heissen: „Ich habe die Kraft dazu nicht mehr, ich bin zu müde“, oder auch: „Es ist mir verleidet, ich habe keinen Bock mehr darauf.“

Die zweite Bedeutung von „mögen“ wird besonders deutlich, wenn es statt auf ein Tun auf eine Person bezogen ist, wenn wir also sagen: „Ich mag ihn oder sie nicht“, oder auch: „Ich mag mich selber nicht“.

Dieselbe Doppeldeutigkeit liegt übrigens auch im Ausdruck "Müde-sein". Darum sagen wir nicht dasselbe, wenn wir sagen: „*Ich bin zu müde*, um noch weiterzuwandern“, oder wenn wir sagen: „*Ich bin es müde*, noch weiterzuwandern. Wenn wir die zweite Formulierung verwenden, dann wollen wir nicht nur sagen, dass wir keine Kraft mehr haben, sondern dass wir vom Wandern genug haben, dass wir nicht mehr weiterwandern „wollen“.

Wenden wir das nun auf die Aussage an: „Ich kann nicht wollen“. Vorhin hatte ich präzisiert, dass „nicht können“ in diesem Falle heisse, „nicht zu mögen“, „die Kraft dazu nicht zu haben“. Nehmen wir nun aber auch die Doppeldeutigkeit von

„mögen“ ernst, und nehmen hinzu, dass zur Depression eine spezifische Art von Müdigkeit gehört, dann liegt es nahe zu sagen, dass „ich kann nicht wollen“ nicht nur meint: „es fehlt mir die Kraft dazu“, sondern „ich bin des Wollens müde“, „ich mag das Wollen nicht“, oder gar: „ich mag mich selber als Wollende nicht mehr leiden“, „ich lehne mich als Wollende ab“ – kurz: ich will nicht wollen.

39

2. Das „Nicht-wollen-Können“ als ein „Nicht-wollen-Wollen“

Eine semantische Analyse des Ausdrucks „ich kann nicht wollen“ hat fast von selbst zur Vermutung geführt, dass sich in der depressiven Erfahrung, nicht wollen zu *können*, eine negative Einstellung zum Wollen verbirgt. Aber ist das nicht dasselbe: eine negative Einstellung zum Wollen zu haben und nicht wollen zu *wollen*?

Bevor wir diesen Gedanken weiterverfolgen, will ich einige philosophische Überlegungen zum Willensbegriff einschieben. Ich habe mir vor über 20 Jahren handschriftlich einen Satz aus einem Buch notiert und dieses Blatt seither aufbewahrt. Der Satz heisst: „Der Wille ist die Kraft, die ohne Selbstverhältnis nicht zu denken ist.“ Woher dieser Satz stammt, habe ich leider nicht notiert, den Satz aber habe ich schon damals doppelt unterstrichen – wohl deshalb, weil mir schon damals gefallen hat, dass hier der Wille klar als eine anthropologische Kategorie gefasst wird. Denn Menschen unterscheiden sich von anderen Lebewesen eben dadurch, dass sie ein Verhältnis zu sich selber haben. Tieren, die noch kein Selbstverhältnis haben, kann man dieser Definition zufolge also auch keinen Willen zuschreiben. Tiere mögen von inneren Kräften oder Trieben zu einem bestimmten Verhalten ‚gedrängt‘ werden, sie mögen ‚blind‘ einem Drang folgen und sich entsprechend verhalten, wenn sie nicht durch äussere Widerstände daran gehindert werden. Ein verspürter Drang ist zwar auch eine innere Kraft, aber er ist dieser Definition zufolge noch kein Wille, weil er ohne Selbstverhältnis ist.

Dieser anthropologische Willensbegriff hebt sich ab vom Willensbegriff Schopenhauers und wohl auch Nietzsches, wie wir von Helmut Holzhey im Dezember und März und dann nochmals von Wolfgang Rother im Mai haben hö-

40 ren können. Denn Schopenhauer fasst den Willen viel weiter als einen blossen „Drang“ oder auch als einen „Trieb“. So spricht Schopenhauer von einem universellen Lebensdrang. Alles in der Welt dränge zum Leben, und dieser Lebensdrang qua „Wille zum Leben“ sei das Letztgegebene, sei das, was aller Erklärung voraus- und zugrunde liege. Dieser Wille qua Lebensdrang ist „blind“, er ist auch „unvernünftig“ oder wohl besser: er spielt noch jenseits von Vernunft und Unvernunft.

Wenn wir nun dem unbekanntem Autor folgen, dann ist der Wille immer ein menschlicher Wille, weil nur der Mensch als Selbstverhältnis zu denken ist. Doch der Satz sagt vermutlich mehr als dass der Wille nur beim Menschen vorkommen kann. Er sagt auch, dass wir Menschen uns zu unserem Willen im Sinne von *Kierkegaard* und aktueller von *Harry Frankfurt* noch einmal verhalten können. Nun liegt schon im Satz „Ich will“ ein Selbstverhältnis, das sich im Pronomen „ich“ ausdrückt. Aber eben: zu diesem „Ich will“ können wir uns *noch einmal* verhalten, wir können sagen: „Ich finde es gut, dass ich das will“, oder aber: „Ich schäme mich dafür, so etwas zu wollen“. Ein Beispiel dafür kennen wir aus Homers *Odyssee*: Odysseus möchte bei seiner Rückfahrt von Troia nach Ithaka die Sirenen hören und er möchte die Sehnsucht nach ihnen empfinden können. Er weiss aber, dass er sich ihnen dann ausliefern wollen würde. Diesen Willen will er vorgängig vereiteln, also lässt er sich an den Mast binden und er befiehlt seinen Gefährten, seinen Befehlen die er ihnen dann geben wird, nicht zu gehorchen.³

Doch der Satz, der Wille sei die Kraft, die ohne Selbstverhältnis nicht zu denken sei, sagt meines Erachtens noch mehr. Allerdings muss man ihn, um dieses Mehr deutlich zu machen, ergänzen. Er würde dann lauten: „Der Wille ist die Kraft, die ohne ein *positives* Verhältnis zum eigenen Wollen (und damit auch zu sich selber als Wollendem) nicht zu denken ist“. Das heisst: Der Wille ist nur zu denken als ein bejahter; sobald man den eigenen Willen ablehnt, hebt man ihn auf. Das ist anders beim Drang oder Trieb. Diese sind nicht auf unsere Bejahung angewiesen, um sich zu melden und uns zum Handeln zu drängen. Die Zustimmung oder Ablehnung hat kaum Einfluss auf den Drang oder Trieb selber, auf unsere sogenannten „Triebwünsche“, sondern nur auf die Realisierung des triebhaften Verlangens

3 Zitiert aus Robert Spaemann: Über das Identifizieren von Personen, in: A. Barkaus et. al. (Hg.): Identität, Leiblichkeit, Normativität, Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1996, S. 222.

und hier oft auch nur bedingt, wie wir von Freud wissen. Immerhin haben wir hier in begrenztem Masse die Möglichkeit, uns einen Triebwunsch zu erfüllen oder aber auf seine Erfüllung zu verzichten, nur ist Triebverzicht ja bekanntlich nicht jedermanns Sache und schon gar nicht immer.

41

Die philosophischen Überlegungen bringen uns also zum selben Resultat wie die Überlegungen zum depressiven Symptom des Nicht-wollen-Könnens. Auch sie führen zur Erkenntnis, dass der Wille nicht einfach eine Fähigkeit ist, die der Mensch im Unterschied zu anderen Tieren hat, sondern dass die Fähigkeit zu wollen grundsätzlich von einem positiven, zustimmenden, bejahenden Verhältnis zum eigenen Wollen abhängig ist. Kurz: Wille ist nur als gewollter. Gewiss erfolgt diese Zustimmung selten explizit, ist also selten bewusst. Doch das spricht nicht gegen den Befund, dass wir nur solange wollen *können*, als wir auch wollen *wollen*. Und darum verliert jemand, der nicht wollen *will*, auch die Fähigkeit zu wollen.

Erstes Fazit: Indem wir im „Ich kann nicht wollen“ des Depressiven ein heimliches „Ich will nicht wollen“ heraushören, haben wir die medizinisch-psychiatrische Perspektive verlassen, in welcher das „Ich kann nicht wollen“ nichts als ein pures *Defizit* ist, das zur Erkrankung genannt ‚Depression‘ gehört. Was in der medizinisch-psychiatrischen Perspektive eine Unfähigkeit ist, die dem Depressiven krankheitshalber widerfährt, erscheint jetzt als ein aktiver Rückzug aus dem Wollen, ein aktiver Verzicht darauf, selber noch als jemand zu existieren, der will.

Solange wir in der medizinisch-psychiatrischen Perspektive bleiben, ist die Frage, *warum* der Depressive nicht mehr wollen kann, immer eine Frage nach den Krankheitsursachen, welche zum Verlust dieser Fähigkeit führen. Jetzt aber wird die Frage, warum der Depressive nicht mehr wollen kann, zur Frage, welche Gründe er selber dafür hat, dem Wollen die Zustimmung zu verweigern.

Dieser Frage wollen wir uns nun zuwenden. Ich stelle die Hypothese auf, dass der Depressive dem eigenen Wollen darum die Zustimmung verweigert, weil er – Stichwort „*Hellhörigkeit*“ – gleichsam zu tief ins Wollen hineingesehen oder hineingespürt hat. Er sieht aufgrund seiner besonderen Hellhörigkeit *unfreiwillig*

42 in die Abgründe des Wollens hinein, und was er da entdeckt, raubt ihm allen Mut, noch zu wollen, während wir Nicht-Depressiven munter drauflos wollen können, weil es uns gelingt, über die Abgründigkeit des Wollens hinweg zu sehen, sie zu ignorieren.

Im Bulletin 2016.1 ist der Vortrag von Helmut Holzhey abgedruckt, der den Titel hatte: *Wille zum Leben (Schopenhauer), Wille zur Macht (Nietzsche), Wille zum Willen (Heidegger)*. An diese Willens-Bestimmungen können wir anknüpfen. Wenn jeder Wille, was immer jemand konkret will, Wille zum Leben ist, dann bejahe ich mit allem Wollen das Leben. Welches Leben? Doch wohl *mein* Leben, und dieses mein Leben als ein *menschliches*, das der *conditio humana* untersteht.

Was aber heisst es, ein Mensch zu sein? Es heisst – wir drehen uns im Kreis – immer auch ein Wollender zu sein. Ein Mensch zu sein heisst, um nun die berühmte Formel von Sartre bezüglich der Freiheit abzuwandeln, „zum Wollen verurteilt“ zu sein. Wir sind zum Wollen verurteilt, weil wir, wie Ernst Tugendhat einmal in einem Aufsatz formuliert hat, „nicht fest verdrahtet“ sind,⁴ und unser Leben darum nicht mehr instinktgesteuert und also auch instinktgesichert abläuft.

Worin aber liegt das Abgründige des Wollens? Wir stossen darauf, wenn wir statt Schopenhauer Nietzsche zu Wort kommen lassen mit seiner These, aller Wille sei, was immer jemand konkret will, nicht einfach Wille zum Leben, sondern *Wille zur Macht*. Wenn das stimmt, dann kann ich nur solange wollen, als ich nicht nur mein Leben bejahe, sondern darüber hinaus auch bejahe, Macht auszuüben. Der Begriff der Macht erscheint mir allerdings als zu befrachtet, er suggeriert zu sehr die Bejahung von Kampf und damit auch eigener Stärke und Grösse auf Kosten von anderen. Darum ersetze ich ihn durch den viel weniger starken und auch weniger befrachteten Begriff „*Wirkung*“. Wille wäre dann immer Wille, etwas zu *bewirken*, und wäre also immer Bejahung dieser Wirkung und also auch Bejahung meiner selbst als jemandem, von dem Wirkung ausgeht.

Das würde nun auf den Depressiven bezogen heissen, dass er nicht wollen kann, weil er keine Wirkung haben will, und dass er keine Wirkung haben will, weil er gleichsam zu viel weiss darüber, was es heisst, durch ein eigenes gewolltes

4 Tugendhat, Ernst: „Wir sind nicht fest verdrahtet“: Heideggers „Man“ und die Tiefendimension der Gründe, in: Aufsätze 1992-2000, Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2001, S. 138; 142ff.

Tun etwas zu bewirken und selber jemand zu sein, von dem Wirkung ausgeht, die man zu verantworten hat. Dazu ein Traumbeispiel einer Analysandin, die als Psychologin in einer psychiatrisch-psychotherapeutischen Klinik arbeitet:

43

„In meinem Büro in der Klinik habe ich eine Pflanze. Nun findet im Traum dort der Rapport statt und eine Frau von der Pflege zupft einfach an meiner Pflanze herum. Ich sage zu ihr: Lass die Pflanze doch bitte sein, sonst geht sie kaputt. Zuerst wird der Oberarzt wütend, weil er sich durch diesen Satz von mir gestört fühlt in seinem Reden, nachher wird ein Patient, der aus unerfindlichen Gründen auch am Rapport anwesend ist, deswegen ebenfalls wütend, ohne dass klar ist, warum. Ich versuche nun, mit dem Patienten zu reden, um ihn zu beruhigen. Da ist er aber plötzlich verschwunden. Ich beginne ihn nun verzweifelt überall zu suchen, kann ihn aber nirgends mehr finden. Da wird mir gesagt, er sei aus dem Fenster gesprungen und die Ambulanz sei bereits bestellt worden.“

Dass man mit jedem Tun oder Sagen etwas bewirken will, ist an sich noch nicht unheimlich. Das Unheimliche liegt in dem, was dieser Traum ins Bild setzt: dass nämlich ein willentliches Tun – der an die Pflegefachfrau gerichtete Satz wegen der Pflanze, die sie nicht kaputt machen solle – Folgen hat, die überhaupt nicht gewollt sind. Der Traum macht nicht nur deutlich, dass etwas Kleines grosse Wirkung haben kann, sondern auch, dass man zwischen Wirkungen, die man beabsichtigt hat, und Wirkungen, die man unabsichtlich auslöst oder anstösst, unterscheiden muss, und dass man auf letztere keinen Einfluss mehr hat. Ein harmloser Satz, der meinem Willen entspringt, kann Wirkungen haben, die nicht mehr kontrollierbar und auch nicht vorhersehbar sind. Es sind also die nichtintendierten Folgen des eigenen gewollten Tuns, welche dem eigenen Wirken-Wollen den Charakter von etwas zutiefst Unheimlichem, ja sogar Verantwortungslosem geben. Denn wie kann ich verantworten, was ich nicht intendiert habe, was aber dennoch aus meinem Tun folgt? Bin ich nicht auch für das schuldig, was ich verursacht habe, was ohne mein Tun nicht passiert wäre? Am Traumbeispiel: Bin ich nicht letztlich dafür verantwortlich, dass sich der Patient als Reaktion auf den Disput in meinem Büro aus dem Fenster gestürzt hat?

44

Damit sind wir bei einem *zweiten Fazit*: Der Depressive kann nicht mehr wollen, weil er „hellhörig“ ist für die Tatsache, dass man durch das eigene Wollen unfreiwillig ein Geschehen in Gang setzen kann, das schlimm endet. Wer hellhörig ist für die mit allem Wollen verbundene und potentiell unabsehbare Schuld, schreckt vor dem Wollen zurück, um dadurch dem Schuldrisiko zu entgehen.

Schwer depressive Menschen finden nun aber keineswegs Ruhe darin, dass sie dank ihrem Rückzug aus dem Wollen jetzt und in Zukunft Schuld vermeiden können. Dies deshalb, weil sie nun umso mehr an jener Schuld leiden, die sie früher (vermeintlich oder real) begangen haben und die auf keine Weise mehr ungeschehen gemacht werden kann. Sie leiden nun an der Schuldhaftigkeit ihres vergangenen Wollens. *Ludwig Binswanger* bringt in seinem Buch über *Melancholie und Manie* Beispiele von Menschen, die sich den ganzen Tag wegen eines vergangenen Tuns anklagen, das damals unvorhersehbare Folgen hatte. Die Klage folgt immer dem Muster: „Oh wenn ich doch damals das oder jenes nicht getan hätte“. Schwer depressive Menschen können sich nicht lösen von dem, was sie früher (realiter oder nur vermeintlich) falsch gemacht haben. Und auch hier sind es meist nicht böswillig verübte Taten, sondern die unbeabsichtigten Folgen irgendwelcher eigener Handlungen, über die sie nicht hinwegkommen. Dabei erscheint die Tatsache, dass die Folgen schon eingetreten und durch nichts mehr rückgängig zu machen sind, unfassbar und unerträglich. Das Unerträgliche liegt also darin, sich definitiv und für immer schuldig gemacht zu haben. Dazu ein Beispiel von Binswanger, das er als *Der Fall Cécile Münch* betitelt hat: die 46 Jahre alte Witwe hatte bei einem schweren Eisenbahnunglück ihren Mann verloren, während sie selber und ihre Kinder nur geringfügig verletzt wurden. Seither war sie schwer depressiv und trat deshalb fünf Monate später in die „Anstalt Bellevue“ ein. Im Mittelpunkt ihrer Selbstanklage stand der Vorwurf, „am Unglück durch ihre Initiative schuld zu sein“, weil sie diesen Ausflug vorgeschlagen hatte.⁵

Doch abgründig ist das Wollen nicht nur deshalb, weil man sich mit ihm ungewollter Schuld aussetzt, sondern auch deshalb, weil die Wirkungen des eigenen Wollens ja meist für andere sichtbar werden, insofern durch sie irgendetwas in der gemeinsam geteilten Welt verändert wird. Wer wollen will, muss also auch

5 Ludwig Binswanger: *Melancholie und Manie*, in: *Ausgew. Werke* Bd. 4 (Hg. A. Holzhey-Kunz), Heidelberg (Asanger) 1994, S. 358f.

ertragen, dass sein Wirken für andere sichtbar und deren Urteil ausgesetzt ist. Auch wer so bibelunkundig ist wie ich, kennt den Satz aus dem Johannesevangelium: „An ihren Werken sollt ihr sie erkennen“. Ohne zu wissen, was Johannes damit gemeint hat, kommt für mich in diesem Satz die unbestreitbare Tatsache zum Ausdruck, dass nicht nur die Wirkungen des eigenen Tuns für andere sichtbar werden, sondern auch man selber wird durch die eigenen Werke erkennbar. Das macht auch der erwähnte Traum deutlich: Die unbeabsichtigten schlimmen Folgen der Bemerkung wegen der Pflanze sind schon für alle sichtbar, stempeln sie in den Augen der ganzen Klinik zur „Mörderin“.

45

Es ist niemandem egal, was die Anderen über ihn denken, auch wenn man sich das gerne einzureden versucht. Wer wollen will, muss also in Kauf nehmen, an den Pranger gestellt, öffentlich beschämt zu werden. Entsprechend kann man also nur solange wollen, als man diese Tatsache entweder verdrängt oder als unvermeidliches Risiko auf sich nimmt. Von daher erweist sich das Nicht-mehr-wollen-Können des Depressiven auch als ein Schutz vor der immer drohenden Beschämung. Dass Depressive auch hellhörig sind für das menschliche Los, immer auch im Blick der Anderen zu stehen, bringen sie durch den folgenden Wunsch, den ich jedenfalls schon oft in meiner Praxis gehört habe, zum Ausdruck: den Wunsch, sich unsichtbar machen, unsichtbar durchs Leben gehen zu können.

Einschub: Vom „Ich will“ zum „Wir wollen“ und zurück

Ich habe mich bis jetzt vom Buchtitel von Brigitte Woggon leiten lassen, in dem der Einzelne von sich sagt: „Ich will“ bzw. „Ich kann nicht wollen“. Nun spricht man aber auch vom Volkswillen oder von der Willens-Nation, und bei Demonstrationen rufen die Demonstranten: „Wir wollen (zum Beispiel) mehr Gerechtigkeit“, oder: „Wir wollen keine Fremden im Land“, oder: unheilige geschichtliche Reminiszenzen: „Wir wollen den totalen Krieg“; „Wir danken unserem Führer“.

Wie verhalten sich „Wir wollen“ und „Ich will“ zueinander? Im „Wir“ scheint der Einzelne aufgehoben, ja er scheint so sehr mit dem „Wir“ identifiziert, dass er selber nur noch Teil des Wir ist, also Teil eines kollektiven Willens.

46

Das hat bekanntlich für viele Menschen etwas enorm Verführerisches. Man kann dadurch vom „Ich will“ loskommen, das uns immer auch die eigene Ver- einzelung spüren lässt. Wer an einem gemeinsamen Willen partizipiert, fühlt sich stark, und diese Stärke verdankt sich exakt dem Schutz vor der Angst, als dieser Einzelne wegen den Folgen des eigenen Tuns schuldig zu sein bzw. an den Pran- ger gestellt zu werden. Man kann also vermuten, dass die Teilhabe an Willensge- meinschaften, am „Wir“ der „Frauen“ oder „der Lesben und Schwulen“ oder der „Schwarzen“ oder der „Muslime“, uns auch davor zu schützen vermag, in eine Depression zu fallen.

Wie aber steht es mit Menschen, die bereits depressiv sind. Sind sie ‚heilbar‘ durch die Partizipation an einem politischen oder sozialen oder religiösen „Wir“? Vermutlich gibt es viele Beispiele für solche ‚Heilungen‘. Das würde heissen, dass die Partizipation an einem: „Wir wollen gemeinsam“, für den Depressiven zum Schutzschild gegen seine bisherige Hellhörigkeit wird. Denn wer hellhörig bleibt, kann sich nicht die Illusion machen, dass ein gemeinsamer Wille den Einzelnen aus seiner Vereinzelung erretten kann. Eben darum ist dem Hellhörigen dieser verlockende Ausweg versperrt. Wer hellhörig ist, spürt intuitiv, dass auch der Anschluss an einen gemeinsamen Willen sein eigenes Wollen ist, dem er zustimmen muss. Und er spürt auch, dass er nicht nur die Verantwortung trägt für seinen Anschluss an den kollektiven Willen, sondern dass er als dieser Einzelne auch alle Folgen dieses Willens mitträgt und also auch selber Schuld und Schande auf sich lädt.

Der hellhörige Depressive weiss also illusionslos, dass sein Wollen immer ein „Ich will“ bleibt und dass ihn die Identifikation mit einem kollektiven Willen nicht von seinem individuellen Subjekt-sein erlöst.

Nehmen wir das hinzu, dann lässt sich nochmals präzisieren, was es heisst, wollen zu können. Man kann nur dann wollen, wenn man sich entweder über die Abgründigkeit des Wollens hinwegtäuschen kann oder aber wenn man bereit ist, sich selber als „Einzelner“ zu bejahen und also – wie es Heidegger in *Sein und Zeit* formuliert – der „Jemeinigkeit“ des eigenen Daseins zuzustimmen.

3. Das „Nicht-wollen-Können“ als ein „Nicht-wollen-Dürfen“

47

Die meisten kennen vermutlich den Satz von Karl Valentin: „Mögen täte ich schon wollen, nur dürfen habe ich mich nicht getraut.“

Diese Bemerkung deckt sich mit meiner Hypothese, dass sich hinter dem „Nicht-wollen-Können“ auch ein „Nicht-wollen-Dürfen“ verbirgt. Diese Hypothese leuchtet nicht auf den ersten Blick ein, denn wie kann man denn überhaupt auf die Idee kommen, das Wollen sei von einem Dürfen abhängig, wenn doch kein Zweifel daran bestehen kann, dass wir Menschen zum Wollen „verurteilt“ sind? So abstrakt formuliert mag der Zweifel künstlich tönen, aber sachlich erscheint er ja schon aufgrund unserer bisherigen Ausführungen zum Wollen gut begründet, wenn man bedenkt, dass alles eigene Wollen aufgrund der unkontrollierbaren Wirkungen des Wollens eine nicht abschätzbare Gefahr für andere darstellt. Darf man also wollen, wenn man doch über das, was dadurch bewirkt wird, keine Kontrolle hat und also damit im Prinzip anderen unermesslichen Schaden zufügen kann? Ohne die Frage so zu stellen, scheint mir Sartre in den „Schlussfolgerungen“ von *Das Sein und das Nichts* doch darauf zu antworten, indem er erklärt: „Es läuft auf dasselbe hinaus, ob man sich einsam betrinkt oder Völker lenkt. Wenn eine dieser Tätigkeiten die andere übertrifft, so nicht wegen ihres realen Ziels, sondern wegen des Grades an Bewusstsein, das sie von ihrem idealen Ziel hat; und in diesem Fall wird es geschehen, dass der Quietismus des einsamen Trinkers der müssigen Geschäftigkeit des Lenkers von Völkern überlegen ist.“ (Sartre S. 1071)

Im „einsamen Trinker“, der klüger ist als „der Lenker von Völkern“, darf man hier wohl einen Menschen vermuten, der an einer Depression leidet.

Der Zweifel, ob man wollen *darf*, scheint mir tief in depressiven Menschen zu sitzen. Das wird erst verständlich, wenn man den spezifischen Sinn dieses Dürfens klärt. Die Frage „darf ich wollen“ meint hier nämlich nicht, ob es mir erlaubt statt untersagt ist, zu wollen, sondern ob es überhaupt *rechters*, ob es überhaupt *legitim* ist, zu wollen. Das macht nun deutlich, dass der Zweifel, ob ich darf oder nicht, daher kommt, dass ein Adressat fehlt im Sinne einer Legitimationsinstanz, die mich zum Wollen ermächtigen würde und die dadurch das Wollen zu einem

48 legitimen Akt machen würde. Eine solche Legitimationsinstanz fehlt in der aufgeklärten Moderne. Der moderne Mensch ist also nicht nur dazu verurteilt, mündig zu werden und das heisst, selber zu wollen und für das Gewollte verantwortlich zu sein, sondern er ist auch dazu verurteilt, zu wollen, ohne dazu von einem „grossen Anderen“ ermächtigt zu sein.

Letzthin erzählte mir eine Patientin, eine Kollegin von ihr habe in irgendeinem Psycho-Kurs gelernt, in sich den „grossen Erlauber“ zu aktivieren, der immer dann, wenn sie wieder allzu streng mit sich selber sei und sich wieder alles verbieten wolle, zu ihr sage: „Du darfst“. Meine Patientin fügte dann ironisch an: einen solchen Erlauber könnte ich auch brauchen, und stellte mit diesem Kommentar auch schon klar, dass sie das nicht so einfach findet.

Mir scheint, dass wir hier auf das unheimlichste Moment im Wollen stossen: es liegt darin, dass es keine Instanz gibt, die uns zum Wollen ermächtigt und uns als Wollende legitimiert. Daraus folgt, dass wir uns das Recht ‚grundlos‘ nehmen und uns also selber zum Wollen ermächtigen müssen. Diese *Selbstermächtigung* aber erscheint Depressiven als eine Hybris, eine Anmassung, die sie mit so tiefer Schuld erfüllt, sodass sie es vorziehen, nicht wollen zu *können*.

Auf diese Schuld, die scheinbar grundlos ist, weil wir sie rein dadurch auf uns laden, dass wir uns selber zum eigenen Wollen und damit zum Subjekt-sein ermächtigen müssen, ist auch Freud gestossen. Er beschreibt in *Einige Charaktertypen aus der psychoanalytischen Behandlung* den Verbrecher aus Schuldgefühl, bei dem das Schuldgefühl dem Verbrechen vorausgeht und ihn zum Verbrechen treibt, damit nun das Schuldgefühl, das vorher scheinbar ganz grundlos da war, nun, wie Freud sagt, wenigstens „irgendwie untergebracht“ ist, das heisst nun endlich einen guten Grund gefunden hat.⁶ (in: *Einige Charaktertypen aus der psychoanalytischen Behandlung*, GW 10, S. 390).